



---

**Aus Freude am Lesen**

Michael Faraday genügt die Welt nicht, in die er 1791 geboren wird. Statt zur Schule zu gehen, muss er Zeitungen austragen und wird in jungen Jahren Lehrling bei einem Buchbinder. Sein unstillbarer Wissensdurst und seine Neugier treiben ihn bald zur Literatur. Er lernt die Naturphilosophie kennen, schleicht sich in Vorlesungen und schafft schließlich den Sprung zum Laborhelfer der Londoner Royal Institution. Es ist der Beginn einer atemberaubenden Karriere. Denn Faraday entdeckt bei einem Ausflug ans Meer die erste Weltformel: Licht ist eine Welle auf den Linien, die die Eisenspäne am Magneten bilden. Erst Albert Einstein, seit jeher ein Verehrer Faradays, versteht: Licht ist manchmal auch ein Teilchen. Nach einem Jahrhundert der Erkenntnis geht die Suche nach dem Gesetz, das die Welt im Innersten zusammenhält, von Neuem los ...

RALF BÖNT, 1963 in Lich geboren, wuchs in Bielefeld auf. Nach einer Handwerkerlehre studierte er Physik. Forschungsaufenthalte brachten ihn unter anderem ans Genfer CERN. Er veröffentlichte Erzählungen, Romane, Hörspiele und Essays und wurde mehrfach ausgezeichnet: u.a. von der Deutschen Akademie Rom, Villa Massimo, mit dem Book Office Grant New York, dem Literaturförderpreis NRW sowie dem 3sat-Preis. Der Autor lebt heute in Berlin.

Ralf Bönt

# Die Entdeckung des Lichts

Roman

**btb**

Der Autor dankt der Akademie der Künste zu Berlin, der Staatsbibliothek zu Berlin, der British Newspaper Library, der Royal Institution of Great Britain, der Institution of Engineering and Technology, dem Science Museum London, dem Cuming Museum Southwark, der Bodleian Library Oxford, dem Earl of Lytton für Einsicht in den Nachlass Lord Byrons, dem Deutschen Museum, der Monacensia und dem Schwabinger Stadtarchiv München, der Bayerischen Staatsbibliothek sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Nutzung der Nationallizenzen.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2011,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 2009 by DuMont Buchverlag,  
Köln

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Naturbild/F1 online

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

LW · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74189-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Die Menschen sind eben suggestibler als die Pferde, und eine Mode beherrscht jede Zeit, ohne dass die meisten Menschen den Tyrannen auch nur zu sehen bekämen.

*Albert Einstein*

Das Glück ist die Zeit der Verwirklichung.

*Simone de Beauvoir*

*Das vorliegende Buch ist ein Roman. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind beabsichtigt, aber genauso zufällig wie die Emission eines Lichtteilchens: Niemand weiß ganz genau, wann es passiert.*

Für Astrid, Bruno und Nicola





## Prolog: Der Brief

Sarah Faraday konnte oben in der Wohnung die Dielen nicht knarren hören, die sich unten im Magnetischen Laboratorium unter den Schritten ihres Mannes bogen. Das blieb den Ratten des Hauses vorbehalten. Den Alltag im Keller kannte sie aber genau. Sie glaubte, bis in die Geräusche und Gerüche daran teilzunehmen, während sie die Laute der Straße schon lange nicht mehr bewusst wahrnahm: Pferdehufe, Pferdeschnaufer und manchmal Gewieher, Wagenräder auf den Kopfsteinen, die kurzen Kommandos der Kutscher, ihre Glocken und das Ächzen der Kutschgestelle, das Prasseln des Regens oder sein Rieseln, das Hämmern aus der Werkstatt schräg gegenüber, vereinzelt Kinderlachen, das Geschrei eines Säuglings und sehr junge Laufburschen, die sich Vulgäres zuriefen und nichts vom Leben zu wissen schienen.

Frühe Schritte auf der Treppe zu ihren zwei Zimmern unterm Dach wären ein schlechtes Zeichen gewesen und hätten sie sofort aufhorchen lassen.

Wenn sie Faraday in den ersten Abendstunden wegen seiner zeitraubenden Korrespondenz nicht sah, war das nicht wie während des langen Tages. Obwohl sie mit einem Ohr immer zur Treppe und nach unten lauschte, weil sie auf ihn wartete, kam sie abends zur Ruhe. Das hatte sich in den letzten Jahren nicht wie so vieles andere verändert. Schrieb er, so war alles gut.

Er schrieb täglich, seit er im Sommer 1812 seinem Jugendfreund Benjamin Abbott von einem Gentleman berichtet hatte, der eine umfangreiche Korrespondenz führte. Aus Sizilien und Frankreich erhielt dieser Mann Post, und solches Briefeschreiben, fand Faraday damals, musste doch das pure Vergnügen sein. Es verbessere erstens die Handschrift, schrieb er seinem Freund, und zweitens

die ... und hier stockte Faraday, denn das benötigte Wort fiel ihm nicht ein. Er erklärte Abbott, wie oft ihm dies passiere, wie oft ihm das benötigte Wort nicht einfalle. Ein paar Sekunden waren vergangen, dann stand ihm das gerade fehlende plötzlich doch zur Verfügung: Zweitens verbessere es den Ausdruck, die Fähigkeit zu formulieren, die Kunst, Worte zum Klingen zu bringen.

Er hatte die Wortfindungsprobleme ignoriert, indem er fortfuhr, als ob er ohne Unterbrechungen schriebe: Briefe zu verfassen schule drittens den Geist durch den Austausch von Wissen, schärfte viertens die Ideen, die im Kopf entstünden und beim Aufschreiben erst klar würden, stärke fünftens die Moral. Er habe keine Zweifel – *lieber Abbott!* –, dass es noch mehr Vorteile als die eben aufgezählten gebe, weshalb er vorhabe, in Zukunft selbst Briefe zu schreiben.

Das hatte er getan, immer am frühen Abend und im Stehen, bis jetzt, im Spätsommer 1845, als er im Keller auf das leere Blatt sah und die Tageszeit ein Gefühl war. Faraday hatte keine Uhr, und hätte er eine gehabt, sie wäre auch nicht genauer gewesen als die Kirchenglocken, die mal läuteten und mal nicht. Er vertraute deshalb seiner Schätzung, die er tagsüber anhand der Färbung der Wolken machte. Mit schräg gehaltenem Oberkörper und eingezogenem Kopf konnte er sie durch das Oberlicht in einem kleinen Ausschnitt des Himmels sehen. Nach Sonnenuntergang, wenn die Scheibe innen beschlagen war oder wenn außen Regen und Spritzwasser von der Straße darauf stand, vertraute er seinem anfangs gut funktionierenden Empfinden für den verstrichenen Zeitraum. Nur manchmal hatte er Lust, seine Schätzung mit der Zahl abgebrannter Kerzenstummel zu bestätigen. Die Kerzen waren zusammen mit den zwei Wohnräumen unterm Dach, genügend Schürzen, Heizkohle und ein bisschen Geld in diesen ersten Jahren seine Entlohnung durch die *Royal Institution*, und er führte über sie nicht Buch.

Wenn Faraday überlegte, lief er um sein Stehpult herum. Die Feder an den Lippen und den Blick abwechselnd auf die Schuhspitzen und an die Decke geschickt, trat er plötzlich wieder an das Pult heran, um weiterzuschreiben. Das war am Anfang so gewesen, und jetzt war es noch immer so. Aber sonst war nichts wie am Anfang. Er hatte den außergewöhnlichsten aller seiner Briefe vor sich, jenen, von dem Sarah nichts wissen konnte und der spätestens in den Händen der Empfängerin zu einem Abschiedsbrief werden sollte.

Auf der groben Tischplatte waren wie immer offene Schalen und Glaskolben verteilt, darin Reste von Salzsäure und Quecksilber. Tagsüber hatte Faraday an den Gasgesetzen gearbeitet.

In seinem Tagebuch fragte er sich, wie die Übergänge der Metalle Quecksilber, Zink und Kalium, die in flüssigem Zustand undurchsichtig, im gasförmigen aber transparent oder gar farblos waren, mit dem Gesetz der Kontinuität übereinstimmen könnten. Das Gesetz hatte Lavoisier inmitten der Revolution gefunden, die ihn den Kopf kostete. In ungebeugter Haltung, geradezu förmlich, soll er sich von seiner Frau verabschiedet haben, als sie ihn zum Guillotinieren abholten, wie ein Mann also, und sein Gesetz war ebenso unbeugsam: Nach ihm verschwand nichts, alles verwandelte sich in anderes aus denselben Bestandteilen.

Wog man zum Beispiel beim Verbrennen von Holz alle beteiligten Stoffe vorher und hinterher, das Holz, die Luft, die Abgase, dann fehlte nichts. Dieses Gesetz konnte man nachmessen, wann man wollte. Es galt. Es war selbst eine Revolution, denn es hatte die Betrachtung von Gott und der Welt, von Ursache und Wirkung, von Anfang und Ende zu verändern begonnen: Wenn es kein Ende gab, dann hatte es vielleicht auch nie einen Anfang gegeben?

Faraday wusste das nicht, und er fragte jetzt nicht danach. Ihm hätte es genügt, zu wissen, wo die verdampften Metalle geblieben

waren. Er hatte es vorhin im Laborbuch fragend notiert und dann mit abwesendem Blick die links neben dem Tisch auf dem Boden stehende unbenutzte große Batterie betrachtet, mit der er jahrelang gearbeitet hatte. Ihre Kabel und Teile des Gehäuses waren von Salpetersäure angefressen und mit dem gelben Pelz der Nitratsalze überzogen. Beim Überlegen nahm er nichts davon wahr, das heißt: beim Versuch, zu überlegen.

Er wusste nicht, was mit den Metallen beim Verdampfen geschah, und es war kein gieriges Unwissen mehr wie damals, als er Abbott das erste Mal geschrieben hatte. Faraday stand jetzt einem erschöpften und hoffnungsarmen Unwissen gegenüber, sein Verstand war meist weit von ihm weg. Er wartete nur noch auf glückliche Zufälle. Ahnte er nicht, dass dies mit den Metallen in Zusammenhang stand?

Dass er die Metalle einatmete, muss er erwogen haben. Dass sie ohne jede Mühe in seine Blutbahn gelangten, hat er sich nicht vorgestellt. Dass sie ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen durch die Bluthirnschranke schwammen, dass das Quecksilber in die Zellen eindrang und Tag für Tag mehr Enzyme und Koenzyme blockierte, dass es seine Energieversorgung über die Jahre immer weiter herabsetzte, das Immunsystem beinahe zum Stillstand brachte, Zellen tötete, Erinnerungsvermögen und Konzentration demolierte, das Nervensystem zersetzte: Er wusste es nicht.

Dabei hätte er von der Gefahr wissen können. Eine Fahrt mit dem Dampfschiff nach Amerika, schon von dort eintreffende Zeitungen wären ausreichend gewesen, denn in Amerika war das Metall bereits verboten. Zahnärzte, die es trotzdem in Zähne füllten, warf man als *Quacksalber* ins Gefängnis. Davon hatte Faraday in London nicht gehört, und er wollte nicht davon hören.

Was er wollte, war weitermachen.

Wie jetzt mit dem Brief. Als er sich eine neue Kerze auf das Pult stellte, hatte er die Gasgesetze vergessen. Das war mehr als leicht.

Um in einem Brief an Schönbein in Basel über seine Messungen und Aufzeichnungen vom Tage etwas sagen zu können, hätte er gezielt und angestrengt nachdenken müssen. Er hätte die volle Anspannung der ihm noch zur Verfügung stehenden Willenskraft aufbringen müssen, und er hätte es nicht nur mit Drehschwindel bezahlt.

Zum Glück brauchte er die Gasgesetze für den Brief nicht. Wenn er sie morgen wieder brauchte, würde ihm schon etwas einfallen. So würde, so musste es sein. Er würde in seinen Aufzeichnungen lesen, auf Automatismen seines Geistes und auf ein kleines bisschen Wachheit warten und auf eine Eingebung, während der Tag sich langsam ohne Ergebnis verzehrte, um nicht wiederzukommen.

Egal.

Lass mich bloß bei dem Brief bleiben, sagte er sich wortlos und ungenau. Er war bereit, die nächste Minute verloren zu geben und auch die übernächste. Seine Hand zitterte. Sie verschüttete Wachs. Er war jetzt dreiundfünfzig. Er hatte wenig Einfluss auf den Weg seiner Gedanken. Sie schienen zu überlegen. Wohin wollten sie denn? Was wollte er schreiben? Zum Glück war er allein, wie fast immer. Wie spät war es überhaupt? Zugleich rasend und stillstehend kam ihm die Zeit vor. Sie verstrich, während er reglos am Pult stand oder herumliefe und nicht sagen konnte, wie viel Zeit vergangen war, oder was er mit ihr gemacht hatte.

Wann war sein Gefühl für die Zeit eigentlich verschwunden?

War es das denn?

Egal.

Nicht ablenken lassen.

Jetzt! Und nicht wütend werden, nicht wütend ...

Er nahm die Feder, beim Eintauchen ins Tintenglas schlug sie viermal an, dann setzte er sie auf das Papier.

»Meine liebe Lady Lovelace«, sah er die Feder schreiben und brachte immense Kraft auf, um seine Handschrift flüssig und ge-

rade hinzubekommen. Er setzte ab und wieder an, und bei jedem anderen würde man an dieser Stelle sagen, dass er sich nun ein Herz fasste. Aber Michael Faraday hoffte nur, wenn er die Augen schloss, für einen Moment die Reste seiner Persönlichkeit zu fassen zu kriegen, um der Frau, deren Name sein erster Biograf noch durch einen Strich ersetzte, um sie verschämt eine »Dame von höchstem Talent« zu nennen, ein paar möglichst freundliche Worte zu übermitteln.

Statt den Brief mit einem Datum zu versehen und mit weit ausholenden Respektsbekundungen und Treueversicherungen zu beginnen, atmete Faraday angespannt aus und wieder ein und begann zu schreiben, was den Abbruch aller Kontakte nach sich ziehen sollte: »Meine liebe Lady Lovelace«, schrieb er, »Sie treiben mich mit Ihren Einladungen in die Verzweiflung.«

Er machte eine neue Pause, und mit hochgezogenen Brauen wartete er geduldig darauf, dass gleich für einen kurzen Moment die diffuse Erregung abebben würde, die keine Richtung hatte, und die er in den Briefen an die Freunde *Konfusion* nannte. Sie trennte ihn vom Leben der anderen: Längst waren seine Tage Irrläufe, sein Leben eine Reise, deren Verlauf jemand auf ein knittriges, jederzeit zerreißbares Stück Papier gekritzelt hatte, in das seine widerstreitenden Gedanken Löcher bohrten.

Geblichen war ihm die Geduld. Mit ihr wartete er jetzt auf den Impuls, den Brief fortzusetzen. Denn der Impuls würde doch kommen. Immer war es bislang so gewesen.

Er musste möglichst gelassen bleiben beim Warten, denn auch das Warten verbrauchte kostbare Energie. Er durfte den richtigen Augenblick nicht verpassen. Jetzt: In dem Brief würde er ihr absagen, dachte er, natürlich. Er sah seine Hand schreiben: »Ich wage nicht zu kommen und werde nicht kommen ...«, und er passte auf, gleich weiterzuschreiben, »... und ich empfinde es dennoch als unmöglich, Ihnen diesen Wunsch abzuschlagen.«

Jetzt nicht zurückgehen, sagte er sich, nicht nachdenken, weiterschreiben ist wichtig, und er schrieb mit zitternder Hand: »Ich weiß nicht, wie ich Ihnen antworten soll: Und glauben Sie nicht, dass meine Versuchung die Oberschicht ist, denn es ist ganz allein Ihre Freundlichkeit, die mir das Gefühl gibt, einen schlecht begründeten Rückzieher zu machen, und«, ja, »es sind allein Sie, wegen der ich gekommen wäre.«

Ohne es zu bemerken, atmete er heftig aus und schloss: »Vergeben Sie mir und glauben Sie mir.« Schnell unterzeichnete er: »Dankbarst, Ihr M Faraday.«

Er hatte »Oberschicht« unterstrichen und »allein Sie«.

Jetzt legte er die Feder weg. Geschafft! Er faltete das Papier zusammen, ließ Wachs auf die Stoßkanten fallen, und als er beim dritten Versuch getroffen hatte, presste er sie aufeinander. Diese Leere jetzt. Wäre doch der Laufbursche schon da und mit dem Brief wieder weg!

Wie Faraday nicht genau hätte wiederholen können, was in dem vor ihm liegenden Brief stand, wie er nicht hätte ausschließen können, dass er aus Versehen wieder mit W Faraday gezeichnet hatte oder mit F Maraday, so war er nicht sicher, ob er morgen oder in einer Woche würde sagen können, ob er überhaupt geschrieben oder sich vielleicht doch nur vorgenommen hatte, es zu tun. Faraday wischte sich mit der rechten Hand über das Gesicht. Nichts war zu ändern.

Er stützte den Kopf auf die Hand. Es klopfte: Sarah.

Ob er nicht käme.

»Doch. Wie spät ist es?«

Draußen war es längst dunkel.

»Zehn durch.«

»Gleich.«

Sarah nickte und verschwand wieder. Sein Blick strich über die Utensilien des Labors, eine Landschaft aus beseelten Geräten,

Kindern gleich, die mit unverständlicher Disziplin darauf warteten, seine Wünsche zu erfüllen. Dann stand er auf, warf sich seinen Mantel über und ging aus dem Haus. Theoretisch hätte Sarah ihn von oben die Straße hinunter Richtung Piccadilly laufen sehen können.

Er sog die Luft durch Nase und Mund in die Lungenflügel und freute sich über jeden zurückgelegten Meter. Sein Geist klarte an der frischen Luft etwas auf. Er dachte an den kommenden Tag, den er im Frieden seines Kellers verbringen würde, allein mit den Gasgesetzen, die ihm nie unberechtigte Vorwürfe machten, ihn nie zu etwas zwingen wollten, die einfach nur da waren, um sich ihm zu zeigen, jedes Mal wie zuvor und jedes Mal neu.

Er lachte.

Immer wenn er einen noch so kleinen Teil Leben überblickte, wenn er die Tage auseinanderhalten konnte und sich mit einer Übersicht von einer oder zwei Seiten im Tagebuch blättern oder schreiben sah, lief er schon Gefahr, in Hochstimmung zu geraten.

Auch wenn er mit Sarah zur Erholung in Brighton spazieren ging, überspülten ihn schnell angenehme Gefühle. Das letzte Mal war er enthusiastisch gewesen, als er aufs Meer blickte und die Meerluft atmete. Fast hätte die Begeisterung über das gemeinsame einfache Dahinschlendern und die Aussicht auf einige gute Tage ihn auf der Strandpromenade Freudensprünge machen lassen. Wie ein Clown. Warum eigentlich nicht? Nur ein gleichzeitig auftretender Drehschwindel und sein Respekt vor Sarah hielten ihn zurück. Aber dass jeder noch so vage Arbeitsplan in Begeisterung mündete, genoss er, wie damals im Brief an Abbott, als er jung genug war, um keine Grenze zu sehen. Nur größer als damals war das Hochgefühl jetzt, und brüchiger war es, abgründiger: Spontane Euphorie war auch eine Folge des Gifts.

Es hatte allem etwas an, nur seiner Liebe nicht. Als er zurück war und die Tür der *Royal Institution* aufschloss, wusste er nicht,



ob eine Stunde vergangen war oder zwei. Aber dass seine Liebe ihn beim Eintreten in das Gebäude, beim Atmen seiner Luft umarmen würde, war sicher.

»Morgen«, dachte er plötzlich ganz klar. Morgen würde er die Gasgesetze sein lassen. Er würde den Brief von Thompson noch einmal lesen, und würde beweisen, was niemand für möglich hielt: dass Licht magnetisch war. Es würde eine Revolution sein, obwohl er so nicht dachte. Er wollte die Welt noch einmal berühren, ein letztes Mal, wollte sie endgültig verändern, vierundvierzig Jahre bevor Hermann und Jakob Einstein mit nichts als seinen Entdeckungen Schwabing, die Nachbarstadt Münchens, elektrisch beleuchteten, damit die Bürger jubelten und johlten, die Journalisten dichteten und die Politiker mit den Lampen um die Wette strahlten.



**I**

**Aus dem Dunkel**



## 1 James und Margaret Faraday

Im Sommer 1812 war Faraday einundzwanzig. Er war geküsst worden. London hatte er noch nie verlassen. Das Meer kannte er nur vom Hörensagen und von einem Ölgemälde, das im Hinterzimmer von Riebaus Buchbinderei hing, in der er es nach einem Jahr als Laufbursche bis zum Lehrling gebracht hatte.

Das Gemälde zeigte sechs oder sieben Segelschiffe auf einer um ein Pier tosenden Wassermasse, der ein Schiff, egal welcher Größe, sich nur hingeben konnte. Einmal, als er auf eine Anweisung wartete, hatte Faraday das Bild betrachtet und war mit den Augen an den gewaltigen Bewegungen von Himmel und Wasser entlanggefahren. Einer von Riebaus Kunden, der über dem Laden wohnende französische Maler Masquerier, kam dazu und meinte, das Bild sei nur eine Kopie.

»Ich habe das Original einmal gesehen. Im Atelier des Künstlers.« Es sei wirklich beeindruckend.

Faraday hatte überlegt.

»Hast du schon einmal von Turner gehört?«

Hatte Faraday nicht.

»Wirst du schon noch«, meinte Masquerier.

Faraday sah weiter das Bild an.

»Also, wichtig ist«, wiegelte Masquerier dann großartig ab, »dass es den Ort zeigt, an dem England sich täglich aufs Neue beweist.«

Faraday hatte nicht gefragt: Beweist? Er hatte den Mann nur fragend angesehen.

»Gegen seine vielen Feinde beweist«, sagte der, und er sagte es zufrieden.

Faraday wunderte sich über seine Zufriedenheit und war froh, hier zu sein und Männer wie ihn zu treffen und solche Dinge sagen

zu hören. Er selbst hatte keine ihm bekannten persönlichen Feinde. Welche zu haben, war für ihn ein fremder Gedanke.

Mit dreizehn hatte er die Schule verlassen, um Geld zu verdienen. Das war ein Alter, in dem fast alle anderen Kinder die leise Hoffnung, einmal Lesen und Schreiben zu können, aufgegeben hatten und sich sagten, dass mit Lesen und Schreiben das Leben sowieso nur noch komplizierter geworden wäre als ohne. Das fand Faraday, zu dem Lesen und Schreiben von alleine gekommen waren, gar nicht. Dass er überhaupt auf eine Schule gegangen war, hatte mit der 1788er Dürre zu tun.

Die Ehe seiner Eltern war im abgelegenen Westmorland geschlossen worden wie die Ehen ihrer Eltern und Großeltern und Urgroßeltern. Sie hofften auf Gelingen, ließen einen anderen Gedanken nicht zu. In Outhgill besaßen sie eine Schmiede. Im wenige Meilen nördlich gelegenen Kirkby Stephen schickten sie sonntags in der Gemeinschaft der Sandemanier Bitten gegen die Decke des kleinen Gebetshauses, von wo sie hoffentlich den Weg in den Himmel fanden.

»Und dort«, so Margaret: »Erhörung.«

Das ging so, bis sich nach einem schönen Frühjahr die Dürre auf das Land setzte wie ein großes, nie gesehenes Tier, das Wochen und Monate ausharrte. Sie nahm James und Margaret Faraday ihre zwei an englisches Gras gewöhnten Rinder und eine Handvoll Schafe. Ein Tier nach dem anderen magerte ab und wurde schwach, fiel auf den braunen, staubigen Boden vor dem Haus und erhob die Rippen unter der schon blank gescheuerten Haut nicht mehr. Die restlichen Tiere wurden vorzeitig geschlachtet. Heu für Kutschpferde gab es meilenweit nicht, und so kamen keine mehr. Was James und Margaret dachten, sagte er: »Das geht vorbei.«

Sie dachten, sie würden sich wieder hocharbeiten, wenn der Regen käme, und der käme doch, er musste ja kommen, wie er immer gekommen war.

»Wir dürfen in unseren Gebeten nicht nachlassen«, sagte James, und Margaret meinte nichts anderes.

Die Natur war dagegen. Sie hatte Gefallen daran, einen Superlativ auf den anderen folgen zu lassen. Nach der Dürre erlebte das Königreich einen schlimmeren Winter, als je einer überliefert worden war. Wenn James Faraday vor die Schmiede trat, um nach Kundschaft zu spähen, mischte sich der beißende Frost in seinen Bronchien zu den üblichen Schmerzen in Gelenken, Kopf und Muskeln. Er konnte nicht sagen, ob der Biss der Kälte in den Lungenspitzen eine willkommene Ablenkung war oder eine zusätzliche Belastung, während weder aus Bullgill im Norden noch aus Aisgill im Süden je ein Wagen kam oder auch nur ein einzelnes Pferd, das möglicherweise ein Eisen hätte erneuert haben müssen.

Erst im Frühling wurde es ein wenig besser. Sie kauften ein neues Rind, nur um die Hälfte von ihm bald wieder zu verkaufen. Das Geld brauchte James dringend für Roheisen, Holz und Kohle, um die Baracke, in der er auf Kundschaft wartete, »überhaupt Schmiede nennen zu können«.

Im Sommer darauf geschah etwas Merkwürdiges: Immer häufiger passierten Soldaten und solche, die es werden wollten, das wie hingeworfen wirkende Ensemble aus drei Häusern. Überrascht, dann einander mit fragenden Mienen ansehend, warteten Faradays, wenn die einzelnen oder in kleinen Gruppen reitenden Gestalten von Norden die Straße herunterkamen, die sich durch die ockerfarbenen und in vielen Grüntönen daliegenden Hügel Westmorlands zog wie immer. Wenn die Männer nach Süden weiterritten, sahen sie ihnen ratlos hinterher. Über Monate, in winzigen, zufälligen, einzelnen Häppchen erfuhren James und Margaret, dass der König in Frankreich die Flucht vor jenen Bürgern ergriffen hatte, die trotz Hunger noch genug Kraft hatten, bis zum berühmtesten Gefängnis in Paris zu laufen, um es zu stürmen. Frankreich war doch weit weg, dachten sie.



Ralf Bönt

## **Die Entdeckung des Lichts**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74189-2

btb

Erscheinungstermin: August 2011

Was ist Licht? Ein Genie verändert die Welt. Wie aus dem Sohn eines Schmieds einer der größten Wissenschaftler aller Zeiten wurde ...

Michael Faraday genügt die Welt nicht, in die er 1791 geboren wird. Statt zur Schule zu gehen, muss er Zeitungen austragen und wird in jungen Jahren Lehrling bei einem Buchbinder. Sein unstillbarer Wissensdurst und seine Neugier treiben ihn bald zur Literatur. Er lernt die Naturphilosophie kennen, schleicht sich in Vorlesungen und schafft schließlich den Sprung zum Laborhelfer der Londoner Royal Institution. Es ist der Beginn einer atemberaubenden Karriere. Denn Faraday entdeckt bei einem Ausflug ans Meer die erste Weltformel: Licht ist eine Welle auf den Linien, die die Eisenspäne am Magneten bilden. Erst Albert Einstein, seit jeher ein Verehrer Faradays, versteht: Licht ist manchmal auch ein Teilchen. Nach einem Jahrhundert der Erkenntnis geht die Suche nach dem Gesetz, das die Welt im Innersten zusammenhält, von Neuem los ...